



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bräuning-Oktavio, Hermann: Aus Briefen der Wertherzeit. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nicht geschehen darf. Andererseits müßte darauf hingewirkt werden, daß in den Kirchen aller Bekenntnisse die aus alter Zeit überkommenen Kunstwerke wenn nicht anders, so wenigstens als Leistungen der Kunst ständig gut gehalten werden, damit dem Kirchenbesucher Respekt vor der Kunst als solcher auch an dieser Stelle eingeflößt und bewahrt bleibt. Am letzten Ende muß auch hier dem Staate und den Behörden ein großes Maß von Einspruchsrecht gestattet sein. Es herrscht hier schließlich dasselbe Recht wie etwa, wenn eine Behörde den Privatbaumeistern aufgibt, bei der Behauung eines Platzes eine architektonische Gleichwertigkeit in den Gebäuden nach Aufbau wie Dekor zu erstreben. Die Interessen einzelner, sei es nun das „physischer Personen“, sei es das von Korporationen, müssen sich allgemeinen Gesichtspunkten unterordnen.

Die Beispiele, wie die bildende Kunst und die innere Politik sich berühren, lassen sich noch mehren — es genügt mir, erörtert zu haben, wie sich die bildende Kunst in den Rahmen der produktiven staatlichen Lebensbetätigung einfügt. Auch die bildende Kunst ist, richtig angewendet, eine außerordentlich feine und gut treffende Waffe gegen innere Anarchie des geistigen und seelischen Lebens eines Volkes, und kein Staatsmann sollte irgendwie leichtfertig mit ihr umgehen, sie in irgendeiner Richtung als einen Luxus betrachten, den man nach Gefallen, nach Gunst und Gaben behandeln oder gar außer Rechnung setzen darf — am wenigsten in unserer Zeit, die eine so ungeheure Ausdehnung des Kunstbedürfnisses gewonnen hat, daß wir von einer „sozialen Kunst“ reden müssen. Ein jeder Politiker wird eine sorgsam abgewogene Stellung zur bildenden Kunst einzunehmen haben, will er seine Pflichten erfüllen.



Aus Briefen der Wertherzeit

Von Hermann Bräuning = Oktavio = Darmstadt

I.



ie Empfindsamen in Darmstadt“ betitelt sich ein neuerdings bei Klinkhardt und Biermann in Leipzig erschienenen Buch, das schon durch seine geschmackvollen und zahlreichen, zum Teil bisher unbekannteren Abbildungen vom flüchtigen Betrachten zu längerem Verweilen zwingt. Es ist lebhaft anzuerkennen, daß der Verfasser, Valerian Tornius, den Versuch gewagt hat, uns in zierlichen Federzeichnungen, oder soll ich sagen Silhouetten, Männer und Frauen der Wertherzeit näher zu bringen; angenehmer und gefälliger hätte er die Form nicht wählen können, als nach einer Schilderung der Stadt und des Hofes, um den sich die Empfindsamen vereinigten, die hervorragendsten Glieder dieses Kreises zu zeichnen. Daß die Zeichnungen nicht immer völlig geglückt sind, ist gewiß zu bedauern, wird

aber dem Liebhaber, der in den Tagen des „Kintopps“ auch hier Bilder, flüchtige Eindrücke empfangen will, schwerlich auffallen.

Abgesehen von der „Künstlerkolonie 1901“, gibt es gewißlich keine Zeit, in der Darmstadt so sehr die Blicke der literarischen Welt Deutschlands auf sich gezogen hat, wie in den Tagen der großen Landgräfin Caroline von Hessen. Wer heute in Darmstadt das efeuumrankte Grab dieser Fürstin, geschmückt mit den Worten Friedrichs des Großen: „Femina sexu, ingenio vir“, im sogenannten Herrngarten an der Rückseite des Großherzoglichen Hoftheaters besucht, findet wenige Schritte weiter im Park das Goethedenkmal, dessen Sockel die Reliefporträts von Goethe, Merck und Caroline Flachsland zieren. Erinnerungen steigen auf!

Gewiß steht die kurze Spanne der Jahre 1770 bis 1774, da die Namen Goethe, Herder, Wieland, Gleim, Merck, La Roche, Lavater in raschem Wechsel einander am Darmstädtischen Hofe ablösten, vollkommen vereinzelt in der Geschichte heffischen Geisteslebens da; aber wir wollen doch nicht in falscher Überschätzung verkennen, daß diese Bewegung nur einen verschwindend kleinen Teil der Bevölkerung Darmstadts ergriffen hat, ergreifen konnte. Der Darmstädter Bürger war damals nicht besser als heute; Geschmack und Enthusiasmus hat er nie selbständig entwickelt. Dagegen hat man am heffischen Hofe zu allen Zeiten vor- und nachher der Dichtkunst, Musik oder bildenden Kunst, vor allem auch der Vereinigung aller Künste auf der Schaubühne, reiche Entfaltung durch freigebige Förderung ermöglicht.

Auch in der Geschichte der Musik, der Oper sollte der Geschichtsschreiber wahrlich mehr kritische Schärfe entwickeln, wenn er die sogenannte Blütezeit der Oper unter Großherzog Ludwig dem Ersten (regierte von 1790 bis 1830) betrachtet oder den mehr ehrgeizig strebsamen als „genialen“ Kapellmeister Schindelmeyer in den Himmel hebt, wie es z. B. der Großherzoglich Heffische Hofchauspieler und Hofrezitator Hermann Knispel in seiner Geschichte des Darmstädter Hoftheaters tut, dem oft die nötige Tiefe und Objektivität abgeht; ich erinnere hier nur an die ihm unbekanntenen Auslassungen Ludwig Tiecks in seinen „Kritischen Schriften“ (Leipzig 1852, Band 4, S. 82 und 89), Eduard Devrients über eine Aufführung von Webers „Coryanthe“ (Briefwechsel zwischen Eduard und Therese Devrient, ed. Hans Devrient, Stuttgart 1910, S. 241), über die er sich durchaus abfällig, geradezu vernichtend ausspricht. Schier vergessen hat man dagegen bisher die Zeit eines Christoph Graupner, unstreitig des genialsten und tüchtigsten Komponisten seiner Zeit, der unter der Regierung des Landgrafen Ernst Ludwig (1688 bis 1739) als Kapellmeister wirkte; Professor Dr. W. Nagel (Darmstadt) hat in seinem „Leben Chr. Graupners“ (Sammelbände der Internat. Musikgesellschaft, Leipzig 1909, Band 10, S. 568 bis 612) nachdrücklich auf die Bedeutung dieses Mannes hingewiesen und neuerdings mit der Veröffentlichung von mir aufgefundenen Briefe Graupners und seines Freundes, des Kapellmeisters G. Grünewald (ebenda, Bd. 12, S. 105 ff.)

begonnen. Im Musikleben unseres Landes gibt es kaum eine an Eigenschöpfungen reichere Epoche als die Graupners; außer Opern, Liebhaberaufführungen des Hofes, Konzerten im alten Opernhause bei freiem Eintritt, gelangte fast allsonntäglich in der Stadtkirche eine Kantate zur Aufführung. Vor ungefähr einem Jahre hat man endlich, dank auch dem wackeren Eintreten Dr. Diehls, eine der prächtigsten Kantaten aus den Stößen von verstaubten Graupnerschen Kompositionen, die bis dahin völlig vergessen im Schloß zu Darmstadt geschlummert hatten, hervorgeholt und in der Stadtkirche zu Gehör gebracht. Ich kann es nur empfehlen, in dem von Dr. Diehl herausgegebenen 6. Bändchen seiner Hessischen Volksbücher „Aus der Zeit des Landgrafen Ernst Ludwig“ nachzulesen, was dort über eine Zeit gesagt ist, die die meisten als eine Nachahmung äußerer Prachtentfaltung Ludwigs des Vierzehnten, ein Versailles im Kleinen abzutun pflegen.

Daß Tornius diese Zeit unterschätzt, wie auch die Jahre nach dem Tode der großen Landgräfin, als Liebhaberaufführungen am Hofe des Erbprinzen (des nachmaligen Großherzogs Ludewigs des Ersten) unter der Leitung des bekannten Kapellmeisters Abt Bogler (vgl. Schafhäütl, Abt G. J. Bogler, Augsburg 1888, S. 27) stattfanden, möchte ich ihm nicht ernstlich zum Vorwurf machen; haben doch selbst hessische Forscher kaum etwas darüber zu sagen gewußt.

Nur wenn wir uns klar machen, daß Kunst und Literatur am hessischen Hofe bereits in frühen Zeiten rege Förderung erfuhren, werden wir es fassen, daß Darmstadt jemals, wenn auch nur vorübergehend, die Rolle eines Musenhofes spielen konnte. Die große Landgräfin, ein Kind der galanten Zeit, liebte die Künste Dichtung und Musik und besaß den glücklichen Drang, sich zu belehren, zu lernen; sie las Homer in der Ursprache, verehrte Klopstock, den Sänger hehrer Freundschaft, und schätzte Wieland, der sich nur einen Augenblick Herr des Schicksals zu sein wünschte, um sie zur Königin von Europa erheben zu können, ebenso wie Gleim, dessen Freundschaftsgesänge und vornehmlich -briefe (an Jacobi) für unser heutiges Empfinden zu weich, zu süßlich sind. Die Dichtkunst näherte sie jenem Zustande, der die Brücke findet, Fürst und Mensch zu sein, als Mensch unter Menschen zu wandeln. Keineswegs darf man von ihr behaupten, sie habe, während ihr Gemahl, Landgraf Ludwig der Neunte (1768 bis 1790), in Birmasens, fern der Hauptstadt, seinen Soldatenliebhabereien huldigte, allein die Geschicke ihres Landes gelenkt; wohl wußte sie ihren Einfluß geltend zu machen, so bei der Heirat der Prinzessin Wilhelmine mit dem russischen Großfürsten Paul 1773, — doch Herrscher war und blieb Ludwig der Neunte, der die Zügel erst dann lockerer ließ, als nach dem Tode der Landgräfin der hessische Ministerpräsident Friedrich Karl v. Moser unumschränkt herrschte.

Nahe stand der Landgräfin jedenfalls Mosers Amtsvorgänger, der Geheimrat Andreas Peter Hesse; denn dieser war es auch, der im Auftrage der Fürstin 1771 Klopstocks Oden und Elegien vierunddreißigmal drucken ließ, „andächtig, aber kritiklos aus Zeitschriften, anderen Drucken und Abschriften zu einem Strauße

gebunden“ (Erich Schmidt, Quellen und Forschungen, Bd. 39, 1880, S. 82). Herder hatte dazu beigetragen, ja selbst Klopstock durch den als Herausgeber des ersten Musenalmanachs bekannten Christian Heinrich Voie, der sie an Hoepfner, damals noch Professor am Carolinum in Kassel (bis 1771), dann Professor der Rechte in Gießen, weitergegeben hatte — alle, ohne etwas von einer Herausgabe im Druck zu ahnen. Heute gehört diese Ausgabe, die aus der Wittichschen Offizin in Darmstadt hervorgegangen ist, zu den größten Seltenheiten.

Wenn wir uns fragen, wer denn in Darmstadt dem Kreise der Empfindsamen, den ich oben sehr eng gefaßt wissen wollte, angehörte, so müssen wir neben den Hofdamen Fräulein v. Ziegler (Lila), v. Roussillon (Urania) und Ravanell vor allem das Haus des Geheimrats Hesse, dessen Schwägerin Caroline Flachsland unter dem Namen „Psyche“ die bedeutendste Rolle spielte, und den Kriegszahlmeister Johann Heinrich Merck (Kriegsrat erst 1774) mit seiner Gattin, die auf Gleim tiefen Eindruck machte, nennen; auch der Leibarzt der Landgräfin, Dr. Johann Ludwig Leuchsenring, scheint nach einem ungedruckten Briefgedichte Mercks an ihn vom 8. Januar 1771 (vgl. Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literatur 1911, wo es in einer Reihe von Merckstudien von mir veröffentlicht wird) zu schließen, lebhaften Anteil an dem Treiben dieses Kreises genommen zu haben, während der Rektor Helfrich Bernhard Wendt ebenso wie der Prinzenenerzieher Georg Wilhelm Petersen unbeteiligt zuschauten.

Bei diesen Menschen, die mit Richardsons „Pamela“ und „Clarissa“ weinten, litten und schwärmten, mit Joriks Empfindsamkeiten tändelten, lehrte Herder zu verschiedenen Malen ein und holte im Mai 1773 Psyche als seine Gattin nach Bückeburg heim; ihnen führte im Frühjahr 1772 Merck den Junker Berlichingen zu, Goethe, den Wanderer in der Gemeinschaft der Heiligen. Rasch schloß Goethe hier enge Freundschaft, er las den Freunden Stücke aus dem Entwurf des Götz vor, schwärmte und begeisterte andere für Shakespeare, sang Lieder aus Ossian — und für ihn, den Freund von Goldsmiths „Vicar of Wakefield“, ließ Merck (1772) dessen „The deserted village“ nachdrucken. Daß Goethe nicht wie andere von der Empfindsamkeit, dem übertriebenen Freundschaftskult erdrückt wurde, daß er gleichzeitig in dem berühmt gewordenen Jahrgang 1772 der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ seine ersten kritischen Gänge schlug, daß er, der kraftgenialisch Shakespeare als sein Glaubensbuch verkündete, ohne später im Genietreiben zu zerflattern, daneben seinen Werther schreiben konnte, muß uns zu unendlicher Bewunderung dieses Dichters zwingen. Gesund war er, wo er kühn und derb mit Shakespeare dramatische Schranken niederriß, gesund auch, wo er wie Werther und Ossian schwärmte und liebte in ehrfürchtig erschauernder Anbetung der Natur. „Laß, o Genius unseres Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit . . .“, hatte der Dreißigjährige in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ bei Besprechung der „Gedichte

eines polnischen Juden“ ausgerufen! („Deutsche Literaturdenkmale des achtzehnten Jahrhunderts“, Band 7 und 8, S. 463, und Morris, „Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 der Frankf. Gel. Anzeigen“, 1909, S. 6.) In jeder Goetheausgabe sollte man diesen in glühender Begeisterung, hingebender Empfindung jauchzenden, sehnenenden Erguß lesen können, eines Genies, das, sich selbst porträtierend, das Ideal eines Dichters erträumt, „der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Torheiten und Resipiscenzen mit dem Mute eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genug thun!“ — „Aber dann, o Genius — laß ihn ein Mädchen finden seiner werth!“ In dieser Rezension, aus der ich hier nur abgerissene Stücke geben konnte, jauchzt der kühne Stürmer und Dränger, dessen Götz nicht ganz ein Jahr nachher Millionen von Menschen den „Traum“ erfüllen sollte, sehnt sich zugleich der Wertherdichter nach Einsamkeit und erträumt sich den Besitz — Lotte Buffs! Man lese Goethes Schilderung in „Dichtung und Wahrheit“, lese seine Gedichte an Lila, an Uranien, seinen „Felsweihesang an Psyche“; man schwärme mit den Empfindsamen in den Wäldern um Darmstadt, am Herrgottsberge, dem Goethesfelsen und wundere sich nicht, auch Merck anzutreffen, den die Forschung als den leibhaftigen „Mephistopheles“ hat ausgeben wollen. Hier kann ich auf das Kapitel: „Uranias und Lilas Freundschaftsbund“ (Cornius, S. 103 ff.) verweisen: ist dem Verfasser leider in einem vorausgehenden Kapitel die Zeichnung Mercks nicht ganz lebenswahr geraten, da er zum Teil auf Kurt Wolffs Einleitung zu „J. H. Mercks Schriften und Briefwechsel“ (2 Bde., Leipzig, Inselverlag 1909) fußt — zu Unrecht nennt er Wolff einen „feinsinnigen Nachkommen des Darmstädter Kriegsrats“, denn Wolffs Gattin ist eine Ururenkelin des Großneffen von Merck —, so muß ich lobend rühmen, daß er im Gegensatz zu Wolff nicht darauf verzichtet hat, uns mit Mercks Lillaliedern vertraut zu machen.

Kann es uns wundernehmen, daß diese Menschen den Vater Gleim, als er im Juni 1771 zusammen mit Wieland in Mercks Hause Einkehr hielt, mit der vollen Empfindung zärtlichster Freundschaft aufnahmen und süße Freudentränen weinten? Keine Darstellung vermag uns in Kürze den Freundschaftskultus der Empfindsamen so zu offenbaren, wie der Brief, den Caroline Flachsland an Herder am 4. Juni 1771 im ersten Taumel der Freude über den Besuch schrieb: „Er (Gleim) weinte eine Freudenträne und ich, ich lag mit meinem Kopf auf Mercks Busen; er war außerordentlich gerührt, weinte mit, und — ich weiß nicht alles, was wir getan.“ (Aus Herders Nachlaß, ed. H. Dünker, Band 3, S. 63 f.)

Der Kreis der Darmstädter Empfindsamen schloß sich nicht, wenn ich nicht des Mannes gedächte, der mit Bändern und Briefen hausieren ging, Freundschaften und Verbrüderungen stiftete — aber mit seinem Tun nur Unfrieden säte, Unheil anrichtete: des Allerweltfreundes Franz Michael Leuchsenring. Er, der Bruder des Leibarztes, war Unterhofmeister und Begleiter des Erbprinzen

von Hessen auf seiner Reise nach Leyden und Paris und ewig unterwegs; in Goethes „Pater Brey“ tritt uns das blasse Männchen mit seiner Sucht zu veredeln, zu bessern entgegen. Er hat sich in Mercks Ehe gedrängt und hat den Bruch zwischen Merck und Herder heraufbeschworen; er hat zwischen Goethe, Merck und Caroline Flachsland intrigiert.

Durch Leuchsenring hatte auch Sophie v. La Roche, die Verfasserin der „Geschichte des Fräuleins v. Sternheim“ (1771) von Merck gehört, aus seinen Briefen an Leuchsenring hatte sie ihn schätzen und lieben gelernt. Am 18. Juli 1771 schreibt sie in einem ungedruckten Briefe an Wieland: „J'ai reçu une lettre de Merck et de la petite Flachsland, amie de Herder, qui me communique toutes les poésies du dérnier et les louanges qu'il donne au ton Melancholique de ma Sternheim“, und am 27. Juli 1771: „Merck aus Darmstadt schreibt mir, daß es ihn freut, daß meine Heldin noch recht unglücklich wird, daß er es erwartete und wünschte nur zu sehen, wie ich sie herausführen und sie darin handeln lassen würde.“ (Nach den Originalen im Besitz der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden.) Im April 1772 treffen wir auch Sophie v. La Roche mit ihrer Tochter Maximiliane in Darmstadt, in Mercks Hause und am Hofe der Landgräfin.

Der Kreis der Empfindsamen war schon lange aufgelöst, Urania tot, Caroline Herdern nach Bückeburg gefolgt, die Landgräfin tot, Vila mit dem preußischen General v. Stockhausen verheiratet, Leuchsenring lebte in Paris, sein Bruder, der Leibmedikus, in Karlsruhe, als Johann Kaspar Lavater, der Züricher Prediger und Schwärmer, der Begründer der Physiognomik, zum erstenmal in Darmstadt eintraf. Mit Goethe stand er schon vor der persönlichen Bekanntschaft (Juni 1774) in lebhaftem Briefwechsel, und Merck wie Goethe haben Lavaters Hauptwerk über die Physiognomik durch zahlreiche eigene Beiträge gefördert.

Der Herbst desselben Jahres brachte den Besuch Klopstocks, der sich auf seiner Reise nach Mannheim an Mercks blauen, großen Trauben gütlich tat. (Vgl. Mercks prächtiges Urteil über ihn in K. Wagner, „Briefe aus dem Freundeskreise“, Leipzig 1847, S. 118.)

Wochten auch die folgenden Jahre manchen Gast, so Klingler, Claudius, Lenz, den hannoverschen Leibarzt Joh. Georg Zimmermann, den Kraftapostel der Geniezeit Kaufmann — das unten in Peterjens Brief vom 12. Januar 1778 erwähnte „Allerley aus Reden und Handschriften großer und kleiner Männer“ (2 Teile, 1776/77) enthält Aussprüche und Auszüge aus Briefen Kaufmanns, Lavaters u. a. und ist wahrscheinlich von seinem Jünger Ehrmann (vgl. Bote für Tirol, 1895, 13./16. April) herausgegeben worden — die beiden Stolberge, Maler Müller u. a. nach Darmstadt und in das Mercksche Haus führen, die Tage der Darmstädter waren lange vorüber, als der „Werther“ seinen Siegeszug durch Deutschland, die Welt nahm. Merck, der ernster, verschlossener geworden, erkannte den Wechsel, sah, wie ein mißgünstiges Geschick an Weimars Fürstenhof

die Rolle weitergab, die zu spielen Darmstadt nicht vergönnt war, sah aber auch, daß es sie einem Herrscher lieb, dessen Gattin eine Tochter der großen Landgräfin war. Wohl erkannte er die Veränderung; aber er, der, wie er am 8. März 1776 an Lenz schrieb, „zu verschiedenen Malen von der Madame Fortuna tüchtig gewamset worden“, wußte sich darein zu fügen. „Wir leben hier stille und in unserem Hause vergnügter als jemals. Der Ton ist aber hier so abscheulich, wie er je gewesen. Der Geist der Landgräfin ist entflohn . . . Sie haben einen kleinen Zirkel von Freunden und Menschen, die mit Ihnen sympathisieren. Wer wünschte sich eine große Anzahl? Freylich 8 oder 9 Menschen wie sie anno 1772 beyammen, und oft in meinem Hause beyammen waren, ist ein seltnes Schauspiel. Indessen das Andenken an das, was man Gutes genossen hat, soll uns dankbar und nicht mißmutig machen. Die garstige Prätenstion an Glückseligkeit, und zwar an das Maas, wie wirs uns träumen, verdirbt Alles auf der Welt. Wer sich dann so los machen kann und nichts begehrt, als was er vor sich hat, kann sich durchschlagen.“ So schrieb Merck 1777 im Herbst an eine Freundin (vgl. K. Wagner, „Briefe von und an Merck“, Darmstadt 1838, S. 100).



Das Zweckverbandsgesetz für Groß-Berlin

Von Alfred Lück



it hoher Befriedigung vernahm ich die Kunde, daß die Städte Schöneberg und Wilmersdorf mit der Absicht umgehen, sich zu einer kommunalen Gemeinschaft zusammenzuschließen. Man sei endlich zu der Einsicht gekommen, daß der ewige Konkurrenzkampf zwischen den beiden Gemeinden nur die beiderseitigen wirtschaftlichen Kräfte schädige und daß eine Vereinigung die Ersparung sowohl von persönlichen als auch von materiellen Ausgaben bedeute; so las ich. Ja, der Bürgermeister Blankenstein von Schöneberg sprach sogar die goldenen Worte, daß man sich in diesem Augenblicke, wo der Zwangsverband geschaffen werden solle, darüber klar sein müsse, daß viele persönliche und andere Wünsche nach Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes den allgemeinen Vorteilen gegenüber hintenangefetzt werden müßten. Und man ließ den Worten die Tat folgen. Sämtliche Mitglieder des Magistrats der beiden Städte erklärten, daß sie, falls der Gedanke konkrete Formen annehmen sollte, ihre Übernahme in den Dienst der neuen Großstadt nicht zur Bedingung machen wollten, weil sie daran das Zustandekommen des Planes unter keinen Umständen scheitern lassen möchten. Wer weiß, welche Abfindungssummen in derartigen Fällen üblicherweise gezahlt werden, der weiß auch diese Erklärung zu würdigen.

Grenzboten I 1911

53